

Titel der Originalausgabe:
Histoires d'amour

edition suhrkamp 1482
Neue Folge Band 482
Erste Auflage 1989
© Editions Denoël 1983
© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1989
Deutsche Erstausgabe
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
Umschlagentwurf: Willy Fleckhaus
Printed in Germany
4 5 6 7 8 9 - 02 01 00 99 98 97

Inhalt

Lob der Liebe 9

I

Freud und die Liebe: Das Unbehagen in der Kur 26

II

Manischer Eros, sublimer Eros: Über die männliche
Sexualität 61
Ein heiliger Wahn: Er und sie 85

III

Narziß: Die neue Dementia 102
Unsere Religion: Der Schein 120

IV

Gott ist Agape 134
Ego affectus est 145
Ratio diligendi oder Der Triumph des Eigenen 165

V

Don Juan oder Die Liebe zum Können 183
Romeo und Julia: Das Paar der Haßliebe 201
Stabat Mater 226

VI

Liebesleid: Das Feld der Metapher 256
Die Troubadours: Vom »großen höfischen Lied« zur
allegorischen Erzählung 269
Reines Schweigen: Die Vollkommenheit der Jeanne Guyon . 284
Baudelaire oder Über Unendlichkeit, Duft und Punk 304
Stendhal und die Politik des Blicks 327
Die Sonne Bataille oder Der schuldige Text 351
Liebeshungrige Außerirdische 358
Anmerkungen 370

Stabat Mater

Das Paradox: Mutter oder primärer Narzißmus?

Wenn sich von einer *Frau* nicht sagen läßt, was sie *ist* (auf die Gefahr hin, ihre Verschiedenheit aufzuheben) – gilt das vielleicht nicht für die *Mutter*, insofern dies die einzige Funktion des »anderen Geschlechts« ist, der wir mit Sicherheit Existenz zuschreiben können? Doch auch hier geraten wir in ein Paradox. Zunächst leben wir in einer Gesellschaft, in der die *anerkannte* (religiöse wie weltliche) Vorstellung von Weiblichkeit in der Mutterschaft aufgeht. Doch bei näherer Betrachtung ist diese Mutterschaft das *Phantasma*, das der Erwachsene, Mann wie Frau, aus einem verlorenen Kontinent nährt: Es handelt sich überdies weniger um eine idealisierte archaische Mutter als vielmehr um eine Idealisierung der – unlokalisierbaren – *Beziehung*, die uns an sie bindet, eine Idealisierung des primären Narzißmus. Nun identifiziert der Feminismus bei seiner Forderung nach einer neuen Vorstellung der Weiblichkeit die Mutterschaft anscheinend mit diesem idealisierten Versehen und umgeht die reale Erfahrung, die sich hinter diesem Phantasma verbirgt, weil er das Bild und den Mißbrauch mit ihm ablehnt. Das Ergebnis? Eine Verneinung oder Ablehnung der Mutterschaft in manchen avantgardistischen Bereichen des Feminismus. Oder eine – bewußte oder unbewußte – Übernahme der traditionellen Vorstellung von ihr bei den »breiten Massen« der Frauen und Männer.

FLASH – Augenblick der Zeit oder des Traums ohne Zeit; Atome, die maßlos anschwellen durch ein Band, eine Vision, einen noch gestaltlosen, unbenennbaren Embryo. Epiphanien. Photos des noch Unsichtbaren, die die Sprache zwangsläufig andeutungsweise aus großer Höhe überfliegt. Immer zu ferne, zu abstrakte Wörter für dieses unterirdische

Das Christentum ist sicherlich die raffinierteste symbolische Konstruktion, in der die Weiblichkeit, insofern sie darin aufscheint – und sie scheint ständig darin auf –, im *Mütterlichen*¹ aufbewahrt wird. Bezeichnen wir als »mütterlich« das ambivalente Prinzip, das einerseits auf der Gattung beruht, andererseits auf einer Identitätskatastrophe, die den

Wimmeln von Sekunden, die sich in unvorstellbare Räume falten. Sie zu schreiben ist ein Prüfstein des Diskurses, wie die Liebe. Was heißt lieben für eine Frau, dasselbe wie schreiben. Lachen. Unmöglich. Flash auf das Unbenennbare, Gewebe von Abstraktionen, die es zu zerreißen gilt. Damit sich ein Körper endlich aus seiner Geborgenheit wagt und unter dem Deckmantel der Wörter Sinn riskiert. VERB FLESH. Vom einen zum andern ewig zersplitterte Visionen, Metaphern des Unsichtbaren.

Eigennamen in dieses Unsagbare umkippen läßt, das man als Weiblichkeit, Nichtsprache oder Körper imaginiert. So ist Christus, der »Menschensohn«, letztlich nur durch seine Mutter »menschlich«: Als könnte der christliche Humanismus oder der Humanismus Christi nur ein Maternalismus sein (was übrigens manche entkonnationalisierte Strömungen in seinem Umfeld durch ihren Esoterismus ständig beanspruchen). Dabei ist die Menschlichkeit der jungfräulichen Mutter nicht immer evident, und wir werden noch sehen, wie sich Maria vom Menschengeschlecht unterscheidet, etwa indem sie sich der Sünde entzieht. Doch parallel dazu ist die Mystik, diese intensivste Offenbarung Gottes, nur dem gegeben, der sich als »mütterlich« bekennt. Der heilige Augustinus, der heilige Bernhard und Meister Eckhart, um nur einige zu nennen, sehen sich in der Rolle von jungfräulichen Gattinnen des Vaters, wenn sie nicht gar die Tropfen der jungfräulichen Milch direkt auf den Lippen empfangen, wie der heilige Bernhard. Ihre Unbefangenheit gegenüber dem mütterlichen Kontinent wird damit zum Sockel, auf dem die Liebe zu Gott aufbaut, so daß die *Mystiker*, diese »glücklichen Schrebers« (Sollers), die psychotische Geißel der Moderne in ein seltsames Licht tauchen: Sie erscheint als Unfähigkeit der modernen Codes, sich mit dem Mütterlichen, also dem primären Narzißmus, vertraut zu machen. Selten und »literarisch«, aber immer leicht orientalistisch, wenn nicht gar tragisch, sind ihre modernen Repliken: Henry Miller, der sich als schwanger bezeichnet, Artaud, der sich als »seine Töchter« oder »seine Mutter« sieht ... Der orthodoxe Zweig des Christentums wird unter anderem aus dem Munde von Johannes Chrysostomos diese Übergangsfunktion des Mütterlichen bestätigen, indem er die Jungfrau Maria als »Band«, »Mitte« oder »Zwischenraum« bezeichnet und dadurch mehr oder weniger ketzerischen Identifizierungen mit dem Heiligen Geist Tür und Tor öffnet.

Stellt dieses Aufgehen der Weiblichkeit im Mütterlichen, ein für zahlreiche Zivilisationen typisches Aufgehen, das das Christentum jedoch auf seine Weise zum Höhepunkt führt, etwa bloß die männliche Aneignung des Mütterlichen dar, das der von uns vertretenen Hypothese zufolge nur ein Phantasma ist, hinter dem sich der primäre Narzißmus verbirgt? Vielleicht einen Mechanismus der männlichen Sublimierung, aber nichtsdestoweniger eine Sublimierung, wenn es denn wahr ist, daß für Freuds Vorstellung von Leonardo und sogar für Leonardo selbst der Umgang mit dieser Ordnung (des Mütterlichen oder des primären Narzißistischen) die Voraussetzung für die künstlerische, literarische wie malerische, Gestaltung ist?

Mindestens zwei Fragen bleiben in dieser Optik freilich unbeantwortet: Was in dieser Vorstellung des Mütterlichen schlechthin und insbesondere in der christlichen, jungfräulichen Vorstellung des Mütterlichen als Abbau der sozialen Angst und Erfüllung für ein männliches Wesen wirkt auch für eine Frau befriedigend, und zwar in einem Umfang, daß jenseits und trotz der flagranten Unvereinbarkeit und des permanenten Krieges zwischen ihnen eine Gemeinschaft der Geschlechter entsteht? Was in diesem Mütterlichen berücksichtigt weder, was die Frau darüber sagt, noch, was sie damit will, so daß die Frauen, wenn sie heute das Wort ergreifen, hauptsächlich ihrer Unzufriedenheit über die Empfängnis und die Mutterschaft Ausdruck verleihen? Über diese gesellschaftspolitischen Forderungen hinaus gelangt damit das berühmte »Unbehagen in der Kultur« zu einem Punkt, vor dem Freud zurückschreckte: zu einem Unbehagen an der Gattung.

Ein Triumph des Unbewußten im Monotheismus

Bei der Bezeichnung Marias als »jungfräulich« scheint es sich um einen Übersetzungsfehler zu handeln, bei dem der Übersetzer den Terminus, der den gesellschaftlichen und gesetzlichen Status eines unverheirateten Mädchens anzeigt, durch den griechischen Terminus *parthenos* ersetzt, der nun eine physiologische und psychologische Situation näher umschreibt: die Jungfräulichkeit. Man kann daraus die von Dumézil analysierte indoeuropäische Faszination für die jungfräuliche Tochter als Aufbewahrerin der väterlichen Macht herauslesen; man kann darin auch eine durch

exzessive Spiritualisierung ambivalente Beschwörung der göttlichen Mutter und des in ihr anklingenden Matriarchats sehen, mit dem sich die griechische Kultur und der jüdische Monotheismus herumschlagen. Fest steht, daß die abendländische Christenheit für diesen »Übersetzungsfehler« Propaganda macht, ihre eigenen Phantasmen hineinprojiziert und in ihm eine der mächtigsten imaginären Konstruktionen der gesamten Kulturgeschichte hervorbringt.

Die Geschichte des Jungfrauenkults im Christentum läuft darauf hinaus, daß den Dogmen der offiziellen Kirche Glaubensvorstellungen mit heidnischen Wurzeln aufgesetzt und mitunter aufgezwungen wurden. Zwar haben bereits die Evangelien die Existenz Marias beteuert. Doch sie deuten die unbefleckte Empfängnis der Mutter Christi nur sehr diskret an, äußern sich nicht über Marias eigene Geschichte und erwähnen sie nur sehr selten an der Seite ihres Sohnes oder rund um die Kreuzigung. So öffnen Matthäus 1:20 (»... da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sprach: Joseph, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, dein Gemahl, zu dir zu nehmen; denn das in ihr geboren ist, ist von dem heiligen Geist«) und Lukas 1:34 (»Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Manne weiß?«) eine übrigens schmale, später durch apokryphe Interventionen weiter aufgestoßene Tür zu einer Befruchtung ohne Sexualität, der zufolge eine von männlicher Vermittlung verschonte Frau allein mit einer »dritten Person«, einer Unperson, dem heiligen Geist, empfängt. Bei den seltenen Erwähnungen der Mutter Jesu in den Evangelien wird ihr bedeutet, daß die Sohnbeziehung nicht dem Fleisch entspringt, sondern dem Namen; das heißt, jede mögliche Matrilinearität wird in Abrede gestellt, um lediglich das symbolische Band bestehen zu lassen. Etwa Lukas 2:48–49 (»Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Was ist's, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?«), aber auch Johannes 2:3–5 (»... spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was geht's dich an, was ich tue? Meine Stunde ist noch nicht gekommen«) und 19:26–27 (»Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger dabeistehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn! Danach spricht er zu dem Jünger: Siehe,

das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich«).

Aus diesem, wenn auch dürftigen programmatischen Material wird ein unwiderstehliches Imaginäres herauswachsen, das im wesentlichen drei Richtungen einschlagen wird. Zum einen wird es sich darum handeln, die Mutter dem Sohn gleichzustellen, also das Motiv der unbefleckten Empfängnis zu entfalten, eine Biographie Marias analog zu der Jesu zu erfinden und sie damit der Sünde wie des Todes zu entheben: Marias Hinscheiden ist eine Dormitio oder eine Himmelfahrt. Sodann handelt es sich darum, ihr einen Adelsbrief auszustellen, eine wenn auch im Jenseits ausgeübte, aber nichtsdestoweniger politische Macht, da Maria zur Königin ausgerufen, mit den Attributen und Insignien des Königtums ausgestattet und parallel dazu zur Mutter der göttlichen Institutionen auf Erden, der Kirche, erklärt wird. Schließlich wird die Beziehung Marias und zu Maria als Sinnbild schlechthin der Liebesbeziehung hingestellt und folgt zu diesem Zweck zwei grundlegenden Aspekten der abendländischen Liebe: der höfischen Liebe und der Liebe zum Kind, womit sie die gesamte, von der Sublimierung bis zur Askese und zum Masochismus reichende Skala umfaßt.

Weder Geschlecht noch Tod

Das dem Leben Jesu nachempfundene Leben Marias scheint eine Erfindung der apokryphen Literatur zu sein. Die Geschichte ihrer eigenen wundersamen, als »unbefleckt« bezeichneten Empfängnis durch Anna und Joachim nach einer langen unfruchtbaren Ehe und ihre Biographie als frommes Mädchen tauchen ab dem Ende des ersten Jahrhunderts in den apokryphen Quellen auf. Eine Gesamtdarstellung findet man im *Buch Jakob*, aber auch im *Evangelium nach Pseudomathäus* (das zum Beispiel Giotto zu seinen Fresken anregte); dieses »Material« wird von Klemens von Alexandrien und Origenes zitiert, aber nicht offiziell anerkannt, von der Ostkirche unschwer toleriert, doch erst im 16. Jahrhundert ins Lateinische übersetzt. Freilich hat das Abendland nicht lange gezögert, Maria mit eigenen Mitteln, wenn auch unter orthodoxer Inspiration, zu preisen. Die erste lateinische Mariendichtung über die Geburt Marias stammt von der Ordensschwester, Dramatike-

rin und Dichterin Roswita von Gandersheim (gestorben vor 1002).

Die im 4. Jahrhundert von den Kirchenvätern entwickelte Askese wird an diese apokryphe Strömung anschließen, um das Postulat der unbefleckten Empfängnis zu entfalten und zu rationalisieren. Die Beweisführung beruht auf einer einfachen Logik: der Verschränkung von Tod und Sexualität. Da sie einander gegenseitig bedingen, lassen sie sich nicht einzeln umgehen, sondern nur geschlossen. Diese auf beide Geschlechter anwendbare Askese wird von Johannes Chrysostomos mit großem Nachdruck formuliert (*Über die Jungfräulichkeit*: »Denn wo der Tod ist, da ist auch die geschlechtliche Begattung; und wo es keinen Tod gibt, gibt es auch keine geschlechtliche Begattung«); diese Konzeption wurde zwar von Augustinus und von Thomas von Aquin bekämpft, ist aber dennoch in die christliche Lehre eingeflossen. Augustinus etwa verurteilt die »Konkupiszenz« (*epithumia*) und formuliert den Grundsatz, wonach die Jungfräulichkeit Marias nur eine logische Vorbedingung für die Keuschheit Christi bildet. Als Erbin eines in den osteuropäischen Gesellschaften gewiß ausgeprägteren Matriarchats beharrt die orthodoxe Kirche offener auf der Jungfräulichkeit Marias. Maria wird Eva gegenübergestellt, das Leben dem Tod (Heiliger Hieronymus, *Brief 22*: »Der Tod kam durch Eva, doch das Leben kam durch Maria«; Irenäus: »Durch Maria wird die Schlange zur Taube und befreien wir uns aus den Ketten des Todes«); man läßt sich auf halsbrecherische Debatten ein, nur um den Beweis zu erbringen, daß Maria auch nach ihrer Niederkunft jungfräulich bleibt (so betont das 2. Konzil von Konstantinopel unter dem Einfluß des Arianismus nachdrücklich die Rolle der Jungfrau gegenüber dem offiziellen Dogma und verkündet die ewige Jungfräulichkeit Marias; das Konzil von 451 bezeichnet sie dann als *Aeiparthenos* – immer jungfräulich). Sobald dies erreicht ist, kann Maria nicht nur zur Mutter des Menschen oder zur Mutter Christi verkündet werden, sondern zur Mutter Gottes: *Theotokos* – was der Patriarch Nestor besorgt, um sie endgültig zu vergöttlichen.

Liegender Kopf, endlich entspannter Nacken, Haut-Blut-Nerven erwärmt, leuchtende Hingegossenheit: Strom von Haaren aus Ebenholz, aus Nektar, smooth darkness through her fingers, funkelnder Honig unter den Flügeln der Bienen, sparkling Fäden burning bright ... Seide, Quecksilber, leitendes Kupfer: tiefgefrorenes, unter den Fingern erwärmtes Licht. Tierfell – Eichhörnchen, Pferd und das Glück eines Kopfes ohne Gesicht, Narziß des Berührens ohne Augen, der Blick geht auf in Muskeln, Haaren, schweren, glatten und friedlichen Farben. Mama: Anamnese.

Gespanntes, dem tauben Schweigen Schall entreisendes Trommelfell. Wind in den Gräsern, der ferne Schrei einer Mäwe, Echos von Wellen, Hupen, Stimmen oder nichts? Oder seine Tränen, die meines Neugeborenen, Zucken der synkopierten Leere. Ich höre nichts mehr, doch das Trommelfell gibt diesen akustischen Taumel an meinen Schädel, an die Haare weiter. Mein Körper gehört nicht mehr mir, er krümmt sich, leidet, blutet, erkaltet sich, zähnt, sabbert, hustet, bedeckt sich mit Pickeln und lacht. Doch als seine Freude, die meines Kindes, wiederkehrt, wäscht sie mir nur die

In der sehr komplexen Beziehung zwischen Christus und seiner Mutter, in der die Beziehung Gottes zur Menschheit, des Mannes zur Frau, des Sohnes zur Mutter usw. zusammenlaufen, taucht sehr rasch die Problematik der Zeit und parallel dazu die der Ursache auf. Wenn Maria vor Christus existiert und er von ihr abstammt, und sei es auch nur vom Standpunkt seiner Menschlichkeit, müßte dann die Zeugung Marias nicht gleichfalls unbefleckt sein? Denn wie könnte im gegenteiligen Fall ein in der Sünde gezeugtes und sie in sich tragendes Wesen einen Gott hervorbringen? Apokryphe hatten nicht gezögert, dieses Fehlen der Sünde bei der Zeugung Marias unvorsichtigerweise anzudeuten, doch die Kirchenväter sind besonnener. Der heilige Bernhard scheut davor zurück, die Empfängnis Marias durch die heilige Anna zu feiern und bremst damit die Gleichstellung Marias mit Christus. In ein logisches Problem werden diese Bedenken angesichts der Einführung einer göttlichen Mutter in das Christentum jedoch vor Duns Scotus verwandelt, um beide zu retten, die Große Mutter und die Logik. Er betrachtet die Geburt Marias als eine *praeredemptio* un-

5.243

Augen. Der Schmerz aber, sein Schmerz, trifft mich von innen, bleibt nie getrennt, anders, bringt mich sofort zum Erglühen und läßt keine Sekunde nach. Als hätte ich ihn zur Welt gebracht, als wollte er sich nicht lösen und hartnäckig zu mir zurück, als hätte er sich in mir niedergelassen. Man gebiert nicht im Schmerz, man gebiert den Schmerz: das Kind vertritt ihn, und er wird zur ständigen Einrichtung. Natürlich können Sie die Augen schließen, die Ohren versperren, Vorlesungen, Einkäufe machen, aufräumen, an die Objekte, die Subjekte denken. Doch eine Mutter ist immer vom Schmerz gezeichnet, sie unterliegt ihm. »Und ein Schwert wird sich in deine Seele bohren ...«

ter Berufung auf ein Kongruenzargument: Wenn es wahr ist, daß uns einzig und allein Christus durch seine Erlösung am Kreuz rettet, so kann die Jungfrau, die ihn in sich trägt, nur von ihrer eigenen Zeugung bis zur genannten Erlösung »rekursiv« vor der Sünde bewahrt werden.

Der Kampf um die Jungfrau mit seinen Für und Wider, Dogmen und logischen Winkelzügen wird sich zwischen Jesuiten und Dominikanern verschärfen, doch die Gegenreformation wird bekanntlich jeden Widerstand ausräumen: Von nun an verehren die Katholiken Maria um ihrer selbst willen. Der Gesellschaft Jesu gelingt es, den der Askese der Patristik erwachsenen Druck des Volkes einem Ende zuzuführen und ohne explizite Feindseligkeit oder brutale Ablehnung den Anteil an Mütterlichem (im oben erwähnten Sinn) zu resorbieren, der für ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern von Nutzen ist. Als dieses Gleichgewicht im 19. Jahrhundert gefährdet wurde, hat die katholische Kirche – darin dialektischer und subtiler als die Protestanten, die bereits die ersten Suffragetten hervorbrachten – im Jahr 1854 seltsamerweise und notgedrungen der

Lichtloser, lautloser Traum von Muskeln. Schwarzes Krümmen, Schmerzen des Rückens, der Arme, der Schenkel – zu Fasern gewordene Zangen, aufbrechende Glut der Aderungen, knochenbrechende Steine: Volumen, Flächen, Räume, Linien, Punkte zermalmend. Wie viele Wörter jetzt, immer Sichtbares, um das Dröhnen einer Stille zu bezeichnen, das überall web tut. Als könnte ein Gespenst der Geometrie leiden, wenn es in einem lautlosen Tumult zusammenbricht ... Dabei vernahm das Auge nichts, blieb das Ohr taub. Doch da wimmelte und stürzte es, krümmte sich und zerbrach – Das Zermalmen dauerte an ... Nun lief ein Schatten zusammen, löste sich, dunkelte und hob sich ab: Von der vermutlich richtigen Stelle meines Kopfes aus gesehen, war es die linke Seite meines Bekkens. Knöchern, gelb, glatt und unförmig schob sich ein Teil meines Körpers wider die Natur, wider die Symmetrie vor, aber geschnitten: eine scharfrandige Schuppenfläche, die unter diesem spitzen, überdimensionierten Glied die Fasern eines Marks freilegt... Tiefgefrorener Mutterkuchen, lebendiger Zweig eines Skeletts, monströse Einpflanzung von Leben in mich, dieses lebendig

Unbefleckten Empfängnis den Status eines Dogmas verliehen. Der blühende Feminismus in den protestantischen Ländern wird unter anderem oft mit der größeren Initiative in Beziehung gebracht, die dort die Frauen auf gesellschaftlicher und kirchlich-ritueller Ebene ergreifen können. Man darf sich aber auch fragen, ob diese Blüte überdies nicht das Ergebnis eines Mangels innerhalb des protestantischen religiösen Gebäudes ist, eines Mangels hinsichtlich des Mütterlichen, das vom Katholizismus mit Raffinesse herausgearbeitet und von den Jesuiten mit letztem Schliff versehen wurde – was den Katholizismus noch heute so schwer analysierbar macht.

Die Vollendung einer aus Frau und Gott bestehenden Totalität unter dem Namen Maria verläuft schließlich über die Umgehung des Todes. Der Mutter und Jungfrau ist ein strahlenderes Los beschieden als ihrem Sohn: Sie hat keinen Leidensweg durchgemacht, hat kein Grab, stirbt nicht und bedarf keiner Auferstehung, Maria stirbt nicht, sie geht hinüber, und darin klingen gleichsam orientalische und unter anderem taoistische Glaubensvorstellungen nach, in denen die menschlichen Körper in diesem ewigen Fließen, das

Tote ... Leben ... Tod ... unentscheidbar. Bei der Niederkunft ist es mit dem Mutterkuchen nach links gerückt ... mein entferntes Mark, das dennoch transplantiert, das mich verletzt, aber vermehrt. Paradox: Entbehrung und Errungenschaft des Gebärens. Doch Ruhe überfliegt schließlich den Schmerz, den Terror dieses dürreren Zweigs, der abgeschnitten, verletzt und seiner spiegelnden Rinde beraubt weiterlebt. Ruhe eines anderen Lebens, des Lebens dieses anderen, der seinen Weg geht, während ich wie ein Gerippe bleibe. Tote Natur, Stilleben. Doch es gibt ihn, sein Fleisch, das gestern meines war, wie könnte ich also dem Tod unterliegen?

In der Ostkirche ist der Übergang passiver: Er ist ein Entschlafen, eine Dormitio (*Koimesis*), bei der sich Maria manchen ikonographischen Darstellungen zufolge in den Armen ihres zum Vater gewordenen Sohns in ein kleines Mädchen verwandelt; damit kehrt sie zur großen Freude der Anhänger von Freuds »Kästchenwahl« ihre Mutterrolle in eine Tochterrolle um ...

Tatsächlich ist Maria nicht nur Mutter ihres Sohns und dessen Tochter, sondern überdies noch seine Gattin: Folglich verwirklicht sie die dreifache Verwandlung einer Frau innerhalb des engsten Verwandtschaftssystems. Bernhard von Clairvaux preist sie seit 1135, seit seiner Deutung des Hohelieds, als Geliebte und Gattin. Doch bereits Katherina von Alexandrien (im Jahr 307 gemartert) sah sich den Brautring von Christus, dem die Jungfrau zur Seite stand, entgegennehmen, während die heilige Katharina von Siena (gestorben 1380) eine mystische Ehe mit ihm eingeht. Beruht das Aufblühen des Marienkults im Abendland im Anschluß an den heiligen Bernhard und dank der Zisterzienser auf der durchschlagenden Wirkung der Funktion einer von Christus

selbst wieder ein Abbild des mütterlichen Rezeptakulums ist, von einem Ort zum andern überwechseln.

geliebten und mit ihm vermählten Maria? »Vergine Madre, figlia del tuo Figlio«, ruft Dante aus, der vielleicht am besten diese Vereinigung der drei weiblichen Funktionen (Tochter-Gattin-Mutter) zu einer Totalität verdichtet, in der sie als je besondere Körperlichkeiten zurücktreten, ihre psychologischen Funktionen aber beibehalten. Ihr Knoten bildet das Fundament der unwandelbaren und zeitlosen Spiritualität: »Fixpunkt eines göttlichen Plans«, präzisiert die *Göttliche Komödie* auf meisterhafte Weise.

Im Abendland ist der Übergang aktiver, steigt Maria in einer *Himmelfahrt* mit Leib und Seele in die andere Welt auf. Dieses in Byzanz ab dem 4. Jahrhundert begangene Fest gelangt unter dem Einfluß der Ostkirche im 7. Jahrhundert nach Gallien, doch die ersten abendländischen Visionen von der Himmelfahrt der Jungfrau, Visionen von Frauen (insbesondere der 1164 verstorbenen Elisabeth von Schonau), stammen erst aus dem 12. Jahrhundert. Für den Vatikan wird die Himmelfahrt erst 1950 zum Dogma. Zur Besänftigung welcher Todesangst nach dem Ende des mörderischsten aller Kriege?

Gestalt der Macht

Auf der Seite der »Macht« taucht *Maria Regina* ab dem 6. Jahrhundert in der Kirche Santa Maria Antiqua in Rom auf. Interessanterweise ist sie es, die Frau und Mutter, die die Darstellung der höchsten irdischen Macht übernimmt. Christus ist König, doch weder er noch sein Vater werden mit Kronen, Diademen, reichen Insignien und anderen äußeren Zeichen üppiger materieller Güter vorgestellt. Dieser prunkvolle Verstoß gegen den christlichen Idealismus konzentriert sich auf die Mutter und Jungfrau. Den Titel *Unsere Liebe Frau (Notre Dame)* wird sie später auch aus Analogie zur irdischen Macht der feudalen Adelsfrau an den mittelalterlichen Höfen führen. Diese Funktion Marias als Verwahrerin der Macht wird zwar später von der mißtrauisch gewordenen Kirche gebremst, überdauert aber in den volkstümlichen und malerischen Darstellungen, wovon Piero della Francesca beeindruckendes Bild *Madonna della Misericordia* zeugt, das denn auch zu seiner Zeit von den katholischen Autoritäten nicht gebilligt wurde. Dabei bringt das Papsttum in dem Maße, wie der Vatikan seine Macht über die Städte und Gemeinden festigt, der Mutter

Christi nicht nur immer mehr Verehrung entgegen, vielmehr identifiziert es seine eigene Institution offen mit der Jungfrau: Maria wird 1954 von Pius XII. offiziell zur Königin erklärt und 1964 zur *Mater Ecclesiae*.

Eia Mater, fons amoris!

Grundlegende Aspekte der abendländischen Liebe laufen schließlich in Maria zusammen. In einer ersten Phase scheint durchaus ein Widerspruch zwischen dem Marienkult, der Maria Jesus gleichstellt und die Askese bis zum äußersten treibt, und der höfischen Liebe zur edlen Frau bestanden zu haben, die zwar eine soziale Überschreitung darstellt, aber keinerlei körperliche oder soziale Sünde. Doch bereits am Anbeginn der noch sehr fleischlichen »Courtoisie« stellten Maria und die edle Frau gemeinsam das Ziel des männlichen Wünschens und Strebens dar. Übrigens verkörperten die edle Frau und die Jungfrau Maria durch ihre Einmaligkeit und den Ausschluß jeder anderen Frau eine um so anziehendere absolute Autorität, als sie sich anscheinend der väterlichen Strenge entzog. Diese weibliche Macht wurde vermutlich wie eine verleugnete Macht erlebt, die angenehmer zu erobern, weil gleichzeitig archaisch und sekundär war, eine Art Ersatz für die tatsächliche Macht in der Familie und im Staat, aber nicht weniger autoritär, ein listiges Double der ausdrücklichen phallischen Macht. Durch die Etablierung des asketischen Christentums im 13. Jahrhundert und vor allem durch die 1328 erlassenen Salischen Gesetze, die die Töchter von der Nachfolge ausschlossen, dadurch die Verletzlichkeit der Geliebten erhöhten und die Liebe zu ihr in allen Tönen der Vergeblichkeit schillern ließen, kam die Marienbewegung mit der höfischen Bewegung zur Deckung. Im Umkreis von Blanka von Kastilien (verstorben 1252) wird die Jungfrau ausdrücklich zum Mittelpunkt der höfischen Liebe und verbindet die Eigenschaften der begehrten Frau mit denen der heiligen Mutter in einer ebenso vollendeten wie unerreichbaren Ganzheit. Stoff für das Leiden jeder Frau und die Träume jedes Mannes. In einem Mysterienspiel *Unserer Lieben Frau* findet man tatsächlich die Geschichte eines jungen Mannes, der seine Verlobte wegen der Jungfrau aufgibt, diese ihm im Traum erscheint und vorwirft, sie für ein »irdisches Weib« verlassen zu haben.

Doch neben dieser idealen Ganzheit, die keine einzelne Frau je verkörpern kann, wird die Jungfrau auch zum Ansatzpunkt für

210
S. 4
S.
210
Milchgeruch, tauiges Grün, sauer und hell, Erinnerung an den Wind, die Luft, Algen (als lebte ein Körper ohne Rückstände): wandert unter meine Haut, bleibt nicht in Mund und Nase, sondern liebkost die Adern, löst die Epidermis von den Knochen, bläst mich auf wie einen Ozonballon, und ich schwebe mit fest auf der Erde verkeilten Füßen, um ihn sicher, fest und unentwurzelbar zu tragen, während er an meinem Hals tanzt, mit den Haaren weht, links rechts eine sanfte Schulter sucht, slips on the brest, swingles, silver vivid blossom of my belly, und in seinem Traum, den ich mit den Händen trage, fortfliegt zu meinem Nabel. Mein Sohn.

die Humanisierung des Abendlandes, nicht zuletzt auch die Humanisierung der Liebe. Mit dem heiligen Franziskus nimmt diese Tendenz dann noch im 13. Jahrhundert durch die Darstellung einer armen, bescheidenen und demütigen Maria – einer Madonna der Demut und gleichzeitig einer aufopfernden und zärtlichen Mutter – Gestalt an. Piero della Francescas berühmte Geburt Christi, ein Bild, aus dem Simone de Beauvoir vorschnell eine weibliche Niederlage herauslas, da die Mutter vor ihrem kaum geborenen Sohn niederkniet, verdichtet in Wirklichkeit den neuen Kult der humanistischen Sensibilität. Er ersetzt die erhabene Spiritualität, in der die Heilige Jungfrau Christus angeglichen wurde, durch die irdische Wahrnehmung einer ganz und gar menschlichen Mutter. Diese Demut, der die vulgarisiersten Heiligenbilder entsprangen, nähert sich stärker als die früheren Darstellungen dem weiblichen »Erleben« an. Sie läßt zwar einen gewissen weiblichen Masochismus einfließen, stellt aber zudem auch den Gegenwert an Erfüllung und Lust zur Schau. Demn wenn die Mutter vor ihrem Sohn das

Durchwachte Nacht, fabriger Schlaf, Sanftheit des Kindes, warmes Quecksilber in meinen Armen, Liebkosung, Zärtlichkeit, schutzloser Körper, seiner oder meiner, geborgen, geschützt. Wenn er einschläft, löst sich wieder eine Welle unter meiner Haut – Bauch, Schenkel, Beine: Schlaf der Muskeln, nicht des Gehirns, Schlaf des Fleisches. Die Sprache erinnert wachend und sanft eine andere Ausgesetztheit, meine: blühendes Blei in der Tiefe eines Bettes, eines Hohlraums, eines Meeres ... Wieder-gefundene Kindheit, erneuter, geträumter Frieden, funkenhaft, Flash der Zellen, Augenblicke des Lachens, Lächeln im Dunkel des Traums, die Nacht, undurchsichtige Freude, die mich in ihrem Bett, dem meiner Mutter, verwurzelt, und ihn, den Sohn, Tau aus seiner Hand trinkenden Schmetterling, hier, nebenan, in die Nacht schleudert. Allein: sie, ich und er.

Winn - Selbstm 44

Haupt beugt, so tut sie dies nicht ohne den unermeßlichen Stolz derjenigen, die sich auch als dessen Gattin und Tochter weiß. Sie weiß, daß ihr jene Ewigkeit (des Geistes und der Gattung) verheißen ist, die keine Mutter unbewußt ignoriert und in deren Anbetracht der Preis für die Hingabe oder selbst die mütterliche Aufopferung lächerlich erscheint. Ein um so leichter zu ertragender Preis, als angesichts der Liebe, die die Mutter an den Sohn bindet, sich die übrigen »menschlichen Beziehungen« als fauler Zauber entpuppen. Die franziskanische Darstellung der Mutter bringt deutlich wesentliche Aspekte der mütterlichen Psychologie zum Ausdruck, was nicht nur mehr Massen des Volkes in die Kirchen treibt, sondern gleichzeitig den Marienkult enorm aufblühen läßt, wie an der Errichtung zahlreicher Kirchen, die ihr gewidmet sind (Notre Dame), ablesbar wird. Diese Humanisierung des Christentums durch den Kult der Mutter weckt auch das Interesse an der Menschlichkeit des Mannes und Vaters: Die Zelebrierung des »Familienlebens« wird ab dem 15. Jahrhundert auch Joseph in den Vordergrund rücken.

Er kehrt zurück aus der Tiefe der Nase, der Stimmrinne, der Lungen, der Ohren, durchstößt ihre Watte, erstickende verstopfende Krankheit, und erwacht in seinen Augen. Sanftheit des schlafenden Gesichts, Relief aus rosa Jade – Stirn, Brauen, Nasenlöcher, Wangen, halb geöffnete Zügel des Mundes, zerbrechliches Kinn, hart und spitz. Ohne Falte noch Schatten, weder Seiendes noch Nichts, weder anwesend noch abwesend, sondern wirklich, wirkliche unerreichbare Unschuld, bindende Last und seraphische Leichtigkeit. Kind? – Engel, Glanz auf einer italienischen Leinwand, unerschütterlicher, friedlicher Traum – Droge der Fischer im Mittelmeer. Und dann erwacht der Tropfen aus Perlmutter: bewegliches Quecksilber. Beben der Wimpern, unmerkliche Windung der Brauen, die zitternde Haut, unruhiges Schimmern, suchend wissend und von seinem Wissen zurückkehrend zu meinem Nichtwissen: flüchtige Ironie der kindlichen Sanftheit, die zum Sinn erwacht, ihn überragt, überholt, mich in Musik und Tanz schweben läßt. Unmögliche Raffinesse, subtile Vergewaltigung der ererbten Gene: bevor das Angelernte ihn bombardiert, abhärtet, reißt. Schelmische

Welcher Körper

Von diesem jungfräulichen Körper werden uns nur das Ohr, die Tränen und die Brüste geboten. Die Verwandlung des weiblichen Geschlechtsorgans in diese schallaufnehmende, unschuldige Muschel mag zu einer Erotisierung des Hörens, der Stimme, ja des Verstandes beitragen. Doch im selben Atemzug wird die Sexualität zu einer bloßen Andeutung, Anspielung degradiert. Die weibliche Sexualerfahrung wurzelt dergestalt in der Allgemeinheit des Schalls, da der Geist allen Männern, allen Frauen gleichermaßen gegeben ist. Eine Frau hat darin nur die Möglichkeit, sich entweder als *hyperabstrakt* (»unmittelbar allgemeine«, heißt es bei Hegel) zu erleben, um dadurch der göttlichen Gnade und der Eingliederung in die symbolische Ordnung teilhaftig zu werden; oder als *gänzlich verschieden*, anders, gefallen (»unmittelbar besondere«, so erneut Hegel). Ausgesperrt bleiben wird sie von ihrer Komplexität als geteiltes, heterogenes Wesen, als Falte- und Katastrophe-des-»Seins« (»niemals einzelne«, so wieder Hegel).

Der jungfräuliche Körper läßt unter seinem weiten blauen Gewand nur die Brust

Sanftheit der ersten bezwungenen Krankheit, unschuldige Weisheit der ersten ausgestandenen Prüfung, noch hoffnungsvoller Vorwurf für die Leiden, in die ich dich gestürzt habe, indem ich dich rief, begehrte, schuf... Sanftheit, Weisheit, Vorwurf: dein Gesicht ist bereits menschlich, durch die Krankheit gehörst du zu unserer Gattung, du sprichst wortlos, doch deine Kehle zwitschert nicht mehr – sie lauscht gemeinsam mit mir auf das Schweigen deines geborenen Sinns, der meine Tränen zu einem Lächeln zieht.

Der Liebhaber ist fort: Nun kommt das Vergessen, doch die Lust der Geschlechter bleibt, nichts fehlt. Keine Vorstellung, Empfindung, Erinnerung. Glut des Lasters. Später kehrt das Vergessen wieder, doch diesmal als Fall – von Blei – grau, schal, opak. Vergessen: blendender Schaum, der erstickt, aber heimlich. Wie der Nebel, der den Park frißt, die Äste verschlingt, den rostgrünen Boden auslöscht und meine Augen trübt.

Abwesenheit, Glut, Vergessen. Skansion unserer Liebschaften.

hervorscheinen, während das Gesicht nach und nach die Starrheit der byzantinischen Ikonen ablegt und sich mit Tränen bedeckt. Milch und Tränen werden zu den Zeichen par excellence der Mater dolorosa, die sich ab dem 11. Jahrhundert im Abendland durchsetzt und im 14. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht. Doch sie wird sich ständig in die Maria-Visionen derjenigen beiderlei Geschlechts (oft Kinder) drängen, die die Angst vor einer mütterlichen Versagung peinigt. Daß sich die Oralität – die Schwelle der kindlichen Regression – durch die Brust manifestiert, während sich das Zucken am Gipfel der Erotik in Tränen entlädt, kann das Gemeinsame an Milch und Tränen nicht verbergen: daß sie Metaphern der »Nichtsprache« sind, eines »Semiotischen«, das die sprachliche Kommunikation nicht abdeckt. Die an die schmerzende Menschheit gemahnende Mutter und ihre Attribute werden so zu Repräsentanten einer Wiederkehr des Verdrängten im Monotheismus. Sie führen das Nichtverbale wieder ein und treten als das Rezeptakulum einer den sogenannten Primärprozessen näherstehenden Bedeutungsmodalität auf. Ohne sie wäre die Komplexität des Heiligen

Bleibt, an der Stelle des Herzens, ein Hunger. Ein Zucken, das sich ausbreitet, durch die Blutgefäße bis in die Brustspitzen, die Fingerspitzen wandert. Klopft, die Leere durchstößt, auslöscht und sich allmählich festsetzt. Mein Herz: eine riesige pochende Wunde. Ein Dürsten.

Angsterfüllt, schuldig. Freuds Vaterkomplex* auf der Akropolis? Die Unmöglichkeit des Seins ohne wiederholte Legitimierung (ohne Bücher, Mann, Familie). Unmöglichkeit - deprimierende Möglichkeit - der »Überschreitung«.

➤ So sei denn Verdrängung, wo Ich dem Anderen übergebe, was ich von den anderen begehre.

So sei denn dies Brausen der Leere, offene Wunde in meinem Herzen, die mich nur im Fegefeuer sein läßt.

Ich begehre das Gesetz. Da es nicht für mich allein geschaffen ist, lasse ich mich darauf ein, außerhalb des Gesetzes zu begehren. Nun erwacht der Narzissmus, der sich als Geschlecht will, und irrt fassungslos umher. Beim Anfall der Sinne bin ich hilflos. Nichts beruhigt, denn nur das Gesetz fixiert. Wer nennt dieses Leiden Genießen? Es ist die Lust der Verurteilten.

Geistes verstümmelt worden. Indem sie über die Jungfrau Maria zurückkehren, können sie sich in der Kunst - Malerei und Musik - entfalten, deren Schutzherrin und privilegiertes Objekt in einem die Jungfrau zwangsläufig sein wird.

SCHMERZ, WUNDE

"Goxh" siehe Seite 254

Damit zeichnet sich die Funktion dieses »jungfräulichen Mütterlichen« in der abendländischen Symbolordnung ab: Von der hohen auf Christen bezogenen Sublimierung, die sie anstrebt und zeitweise übersteigt, bis hin zu den außersprachlichen Regionen des Unbenennbaren besetzt die Jungfrau Maria das riesige Territorium, das sich diesseits und jenseits der Klammer der Sprache erstreckt. Sie fügt der christlichen Dreifaltigkeit und dem Wort, das deren Kohärenz umreißt, jene Heterogenität hinzu, die von ihnen vereinnahmt wird.

Ihre Apotheose erreicht die Einordnung der mütterlichen Libido im Umkreis des Todesmotivs. Die Mater dolorosa kennt keinen anderen männlichen Körper als den ihres toten Sohns, und ihr einziges Pathos (das sich von der sanften und etwas abwesenden Heiterkeit der stillenden Madonnen abhebt) ist das der Tränen über einen Leichnam. Da es die Auferstehung gibt und sie, die Mutter Gottes, darum wissen muß, ist Marias Schmerz am Fuß des Kreuzes durch nichts gerechtfertigt, außer durch den Wunsch, in ihrem eigenen Körper die Tötung des Mannes zu verspüren, die ihr durch ihr weibliches Schicksal als Quelle des Lebens erspart bleibt. Schöpft die ebenso dunkle wie uralte Liebe der Klageweiber zu den Leichen aus demselben Streben einer von nichts erfüllten Frau - dem Streben, den durch und durch männlichen Schmerz eines Mannes zu verspüren, der aufgrund der Zwangsvorstellung seines Todes in jedem Augenblick des Genießens sein Leben aushaucht? Dabei hat der Marienschmerz nichts von einem tragischen Überschwang an sich: Freude und sogar ein gewisser Triumph folgen auf die Tränen, als ob die Überzeugung, daß der Tod nicht existiert, eine unvernünftige, aber unerschütterliche weibliche Gewißheit wäre, auf die sich das Prinzip der Auferstehung stützen mußte. Diese meisterhafte Verflechtung eines Begehrens für den männlichen Leichnam und einer Verneinung des Todes, deren paranoide Logik nicht verschwiegen werden darf, wird vom berühmten Stabat Mater beispielhaft dargelegt. Wahrscheinlich wurzeln alle Auferstehungsreligionen in stark von der göttlichen Mutter dominierten Mythologien. Das Christentum

wird es sich allerdings zur Aufgabe machen, diesen biomütterlichen Determinismus durch das Postulat zu verschieben, daß die Unsterblichkeit

Wurzeln an Mutter -
Nurk d' vor Element der Sprache

Sprache außerstande ist, mich zu situieren und mich dem anderen mitzuteilen, nehme ich an – will ich glauben –, daß es jemanden gibt, der diese Armut aufwiegt. Jemand, eine Jemand, noch bevor es spricht, noch bevor mich die Sprache mit Grenzen, Trennungen und Entrückungen zum Sein bringt. Als die Christen behaupteten, daß »am Anfang das Wort war«, mußte ihnen dieses Postulat immerhin so schwer glaubwürdig erscheinen, daß sie ihm für alle Fälle sein Gegenstück, sein ständiges Double zur Seite stellten: das mütterliche Rezeptakulum, wenn auch durch das Phantasma der Jungfräulichkeit gereinigt. Die archaische mütterliche Liebe wäre eine Einfriedung meines Leidens, die nicht versagt, wie dies dem lückenhaften Netz der Zeichen oft passiert. In diesem Sinn stützt sich jeder definitionsgemäß angsterfüllte Glauben auf diese faszinierte Angst vor der Ohnmacht der Sprache. Jeder Gott, selbst der des Wortes, beruht auf einer mütterlichen Göttin. Das Christentum ist vielleicht auch deshalb die letzte unter den Religionen, weil es diese zweipolige Struktur des Glaubens klar zutage treten läßt: einerseits das schwierige Abenteuer des Worts: die Leidenschaft; auf der

grundsätzlich die des Namensdes-Vaters ist. Doch es kann seine symbolische Revolution nicht durchsetzen, ohne sich auf die weibliche Vorstellung einer unsterblichen Biologie zu stützen. Vermitteln uns die zahlreichen Variationen des Stabat Mater, die uns in dem Jacopone da Todi zugeschriebenen Text heute von Palestrina bis Pergolese, von Haydn bis Rossini als Musik berauschen, nicht eine Maria, die sich über den Tod hinwegsetzt?

Vernehmen wir das Barock des jungen Pergolese (1710–1736), der während der Abfassung seines unvergessenen Stabat Mater an Tuberkulose stirbt. Seine musikalische Schöpfung, die über Haydn bei Mozart nachklingt, ist gewiß seine einzige Unsterblichkeit. Doch handelt es sich bei der Anrufung Marias angesichts des Todes ihres Sohns: »Eia mater, fons amoris!« (»Gegrüßet seist du Mutter, Quelle der Liebe«) bloß um ein zeitbedingtes Relikt? Der Mann überwindet das Undenkbare des Todes, indem er an seiner Stelle – an der Stelle des Todes und des Denkens – die mütterliche Liebe postuliert. Diese Liebe, von der sich die göttliche Liebe auf nicht immer überzeugende Weise bloß her-

andern – das beruhigende Einhüllen in das präverbale Trugbild der Mutter: die Liebe. Deshalb läßt sich die Religion des Wortes und ihr Pendant, der mehr oder weniger diskrete Kult der Mutter, anscheinend nur auf eine einzige Weise durchschreiten: die Weise der »Künstler«, die den Taumel der Spracharmut durch die Übersättigung der Zeichensysteme kompensieren. So gesehen ist jede Kunst eine Art Gegenreformation, ein Einbekenntnis zum Barock. Den Jesuiten ist es zwar gelungen, in der offiziellen Kirche den Jungfrauenkult durchzusetzen, doch nach der puritanischen Phase der Reformierten war dieses Dogma doch nur ein Vorwand, lag seine Wirksamkeit woanders. Es wird nicht zum Gegenteil des Mutterkults, sondern durch seine Verausgabung in der ver-schwenderischen Zeichenfülle des Barock zu dessen Umkehrung. Ein Barock, das den Glauben an die Mutter überflüssig werden läßt, da es die symbolische Armut, in die sie sich vor der Geschichte rettet, durch eine Überfülle von Diskursen überschreitet.

Unermeßlicher unlokalisierbarer mütterlicher Leib.

Da ist zunächst diese vor der Schwangerschaft bestehende Trennung, die die Schwan-

leitet, ist vielleicht diesseits der ersten Identifizierungen psychologisch eine Erinnerung an die ursprüngliche Geborgenheit, die das Überleben des Neugeborenen sicherte. Logischerweise ist diese Liebe im Grunde ein Aufbranden der Angst im Augenblick des Zusammenbruchs der Identität von Denken und lebendigem Körper. Sind die Kommunikationsmöglichkeiten hinweggefegt, so bewahrt man als letztes Bollwerk gegen den Tod nur die subtile Skala der akustischen, taktilen und visuellen Spuren, die älter sind als die Sprache und erneut herausgearbeitet werden. Nichts ist »normaler« als die Errichtung einer mütterlichen Vorstellung an der Stelle dieser als Liebe bezeichneten gedämpften Angst. Dem entgeht niemand. Außer vielleicht der Heilige, der Mystiker oder jener Schriftsteller, der durch die Kraft der Sprache allerdings nicht mehr erreicht, als die Fiktion der Mutter-und-Trägerin der Liebe abzubauen und sich mit der Liebe als solcher und mit dem, was er im Grunde ist, zu identifizieren: ein Sprachenfeuer, ein Austritt aus der Darstellung. Ist dann die moderne Kunst für die wenigen, die ihr zugetan sind, nicht das Ins-Werk-Setzen dieser mütterlichen Liebe – dieses

gerschaft jedoch hervortreten läßt und schonungslos aufzwingt.

Auf der einen Seite – das Becken: Schwerpunkt, unwandelbare Erde, fester Sockel, Schwere und Last, an der die Schenkel hängen, die von jetzt an nichts mehr zur Beendigkeit bestimmt. Auf der andern – der Oberkörper, die Arme, der Hals, der Kopf, das Gesicht, die Waden, die Füße: überbordende Lebhaftigkeit, Rhythmus und Maske, die hartnäckig die Unbeweglichkeit des Hauptstrangs aufwiegen wollen. Wir leben auf dieser Grenze, als Kreuzungswesen, Kreuzwesen. Eine Frau ist weder eine Nomadin noch ein männlicher Körper, der sich nur in der erotischen Leidenschaft als Fleisch empfindet. Eine Mutter ist eine ständige Trennung, eine Teilung des Fleisches. Und folglich eine Teilung der Sprache, seit jeher.

Dann ist da diese andere Kluft, die sich zwischen diesem Leib und seinem früheren Inneren öffnet: die Kluft zwischen der Mutter und dem Kind. Welche Beziehung besteht zwischen mir oder, bescheidener noch, meinem Leib und dieser Einpflanzung im tiefsten Inneren, aus der nach der Durchtrennung der Nabelschnur ein unerreichbarer an-

Schleiers des Todes – an ihrem eigentlichen Ort und im Wissen darum? Eine sublimierte Feier des Inzests ...

Einziges ihres Geschlechts

Neben anderen archäologischen und Kunstgegenständen sammelte Freud auch zahllose Statuetten, die Muttergöttinnen darstellen. Dieses Interesse bleibt jedoch im Werk des Begründers der Psychoanalyse im Hintergrund. Es tritt hervor, als sich Freud anhand von Leonardo da Vinci mit dem künstlerischen Schaffen und der Homosexualität auseinandersetzt und daraus die Bewältigung einer archaischen Mutter herausliest, die folglich von ihren Auswirkungen auf den Mann her gesehen wird und vor allem auf jene Funktion als Verwandter der Sprachen, die er mitunter innehat. Bei seiner Analyse der Entstehung und der Wandlungen des Monotheismus betont Freud übrigens, daß sich das Christentum den heidnischen Mythen nähert, indem es gegen und über die jüdische Strenge hinaus die vorbewußte Anerkennung eines mütterlichen Weiblichen einbezieht. Doch unter den von Freud analysierten Patienten sucht man vergeblich nach Müttern und

derer wird? *Mein Körper und ... es. Keinerlei Beziehung. Nichts damit zu tun. Und zwar von den ersten Gesten, Schreien, Schritten an, lange bevor seine Persönlichkeit zum Gegensatz meiner wird: Das Kind, er oder sie, wird unweigerlich ein anderer. Daß es keine geschlechtlichen Beziehungen gibt, ist eine magere Feststellung angesichts des Blitzes, der mich an der Kluft zu dem blendet, was gestern mein war und von nun an unwiederbringlich fremd ist. Der Versuch, diese Kluft zu denken: ein verwirrender Taumel. Keine Identität hält ihm stand. Die Identität einer Frau bleibt nur durch das sehr bekannte Schließen des Bewußtseins im Dämmer der Gewohnheit aufrecht, durch das sich eine Frau vor der Grenze schützt, die ihren Leib trennt und von ihrem Kind expatriert. Klarsicht hingegen würde sie wieder zur Entzweigungschnittenen machen, ihrem andern fremd – und zum günstigen Terrain für den Wahn. Doch in ihren Rändern weist uns die Mutterschaft auch gerade deshalb eine unsinnige Lust zu, der etwa das Lachen des Säuglings im sonnendurchfluteten Wasser des Ozeans antwortet. Welche Beziehung zwischen ihm und mir? Keine, außer diesem überströmenden*

ihren Problemen. Man könnte glauben, die Mutterschaft stelle eine Lösung der Neurose dar und bringe die Frau *ipse facto* von jener anderen Lösung, also der Psychoanalyse, ab. Oder sollte die Psychoanalyse hier passen müssen und an die Religion verweisen? Das einzige, was uns Freud über die Mutterschaft sagt, lautet schematisch gesehen, daß der Wunsch nach einem Kind eine Umwandlung des Penisneids oder des Antriebs ist, womit er die neurotische Gleichung Kind-Penis-Faeces aufdeckt. Damit sind wir nicht nur über eine wesentliche Seite der ... männlichen Phantasmatik bezüglich des Gebärens aufgeklärt, sondern auch der weiblichen Phantasmatik, insofern sie sich in weiten Teilen und bis in ihre hysterischen Labyrinth hinein mit der männlichen deckt. Womit uns Freud über die Komplexität und die Tücken der mütterlichen Erfahrung eher ein massives Nichts bietet, das für diejenigen, die es analysieren möchten, noch betont wird durch etwa einen Satz von Freuds Mutter, die ihm in der Küche vorführt, daß sein, Freuds, Körper nichts Unsterbliches aufweist und wie Teig zerfallen wird; oder so manches bittere Photo von Martha Freud, der Gattin, eine

Lachen, in dem Ansätze einer akustischen, subtilen, flüssigen, sanft von den Wellen getragenen Identität zusammenbrechen.

Von dieser duftenden, warmen und flauschigen Zeit meiner Kindheit bleibt mir nur eine Erinnerung an Raum. Nicht an Zeit. Honigduft, die Rundheit der Formen, Seide und Samt unter meinen Fingern, auf den Wangen. Mama. Fast nichts Erblicktes – ein Schatten, der dunkelt, mich aufsaugt oder sich in Blitzen auflöst. (Fast keine Stimme, in ihre friedvolle Anwesenheit versunken.) Außer später vielleicht das Echo von Streitigkeiten: ihre Gereiztheit, ihre Verdrossenheit, ihr Haß; nie direkt, immer verhalten, als könnte der vom widerspenstigen Kind zwar verdiente mütterliche Haß von der Tochter nicht empfangen werden, nicht an sie gerichtet sein. Ein Haß ohne Empfänger oder, eher, dessen Empfänger keinerlei »ich« war; Haß, der sich durch diesen fehlenden Empfang zur Ironie milderte oder vor dem Ziel in Gewissensbissen zusammenbrach. Bei anderen kann sich diese mütterliche Aversion in einen dünnen Krampf hineinsteigern, wie ein Orgasmus, der auf sich warten läßt. (Die Frauen reproduzieren untereinander vermutlich die seltsame Skala der vergessenen

ganze stumme Geschichte ... Den Nachfolgern blieb also ein tatsächlich noch völlig dunkler Kontinent zu erforschen, in den Jung als erster eindrang, dabei sämtliche Federn seiner Esoterik ließ, den Blick aber dennoch auf einige brennende Fragen lenkte, die der analytischen Rationalität immer noch standhalten.²

Man kann sicherlich versuchen, an diesen dunklen Ort, den die Mutterschaft für eine Frau darstellt, heranzugehen, indem man aufmerksamer als je zuvor dem Gehör schenkt, was die Mütter durch ihre wirtschaftlichen Schwierigkeiten hindurch und über das Schuldgefühl hinaus, das ihnen ein allzu existentialistischer Feminismus vermacht hat, heute in ihrem Unbehagen, ihrer Schlaflosigkeit, ihren Freuden, Empörungen, Wünschen, Schmerzen und Glücksmomenten mitteilen ... Parallel dazu kann man versuchen, Licht in diese großartige Konstruktion des Mütterlichen zu bringen, die sich das Abendland mit der Jungfrau geschaffen hat, in diese endlos ihrem Ende zustrebende Geschichte, von der wir vorhin einige Etappen skizziert haben.

Inwiefern konnte also diese mütterliche Figur, die sich als einzige ihres Geschlechts über

Tuchführung?

Tuchführung mit ihrer Mutter. Komplizenschaft im Unausgesprochenen, heimliches Einverständnis des Unsagbaren, des Augenzwinkerns, eines Tons der Stimme, der Geste, eines Farbtons, eines Geruchs: darin sind wir, unseren Personalanzeigen und Namen entflohen, in einem Ozean der Präzision, einer Informatik des Unbenennbaren. Keine Kommunikation zwischen Individuen, sondern eine Entsprechung zwischen Atomen, Molekülen, Wortsetzen, Satztröpfchen. Die Gemeinschaft der Frauen ist eine Gemeinschaft der Delphine. Wenn aber nun umgekehrt die andere Frau als solche auftritt, das heißt als einzelne und zwangsläufig als Gegensatz, werde »ich« so sehr ergriffen, daß »ich« nicht mehr da bin. Diese Ablehnung, dieses Zeichen der Anerkennung der anderen Frau als solche, kann zwei Wege einschlagen: Entweder will ich sie nicht wissen, ignoriere ich sie und wende ihr »als einzige meines Geschlechts« freundschaftlich den Rücken zu: ein Haß, der keinen seiner Stärke würdigen Empfänger findet und zu gleichgültiger Herablassung wird. Oder ich empöre mich über die Hartnäckigkeit, mit der sie sich für einzigartig hält, tobe gegen ihre angemaßte

beide Geschlechter hinwegsetzte³, sowohl die Identifizierungswünsche der Frauen auf sich ziehen als auch die präzisen Eingriffe der Hüter der symbolischen und sozialen Ordnung?

Stellen wir die Hypothese auf, daß dieses jungfräuliche Mütterliche eine Weise darstellt (eine der wirksamsten), mit der weiblichen Paranoia zurechtzukommen.

– Die Jungfrau nimmt ihre Verneinung des anderen Geschlechts (des Mannes) auf sich, beherrscht sie aber, indem sie dem anderen eine dritte Person gegenüberstellt: Als Jungfrau empfangen *ich* nicht von *dir*, sondern von *Ihm*. Daraus ergibt sich eine unbefleckte Empfängnis (also ohne Mann und Geschlecht), aber dennoch die Empfängnis eines Gottes, in dessen Existenz eine Frau also sehr wohl eine Rolle spielt, vorausgesetzt, sie fügt sich in den Gehorsam.

– Die Jungfrau nimmt das paranoide Machtverlangen auf sich, indem sie aus einer Frau eine Königin im Himmel und eine Mutter der irdischen Institutionen (der Kirche) macht. Doch es gelingt ihr, diesen Größenwahn im Zaum zu halten, indem sie ihn vor dem Kind-Gott auf die Knie zwingt.

Auserwähltheit und beruhige mich nur in der ewigen Wiederkehr der blinden und tauben, aber hartnäckigen Macht- und Haßbezeugungen. Ich sehe sie nicht als sie selbst, sondern vi- siere über sie hinweg die Anma- ßung auf Einzigartigkeit an, diesen unzulässigen Ehrgeiz, etwas anderes zu sein als ein Kind oder ein Winkel des Plas- mas, aus dem wir bestehen, eine Schwingung des Kosmos, der uns eint. Dieses Streben nach unnatürlicher und insofern un- menschlicher Einzigartigkeit ist ein unfaßbarer Ehrgeiz, den die auf Einmaligkeit (»Es gibt nur Eine Frau«) versessene Wut zurückweisen kann, indem sie ihn als »männlich« verurteilt ... In dieser seltsamen weiblichen Schaukel, die »mich« von der unaussprechlichen Gemein- schaft der Frauen in den Krieg zwischen den individuellen Einzigartigkeiten kippen läßt, ist es verwirrend, »ich« zu sa- gen. Die Sprachen der vormals matrilinearen großen Zivi- lisationen müssen die Personal- pronomen vermeiden und ver- meiden sie: Sie überlassen die Unterscheidung der Protagonis- ten dem Kontext und flüchten sich in Tonfälle, um eine unter- seeische, transverbale Entspre- chung zwischen den Körpern zu finden. Eine Musik, deren als orientalisches bezeichnete Zi-

– Die Jungfrau entkräftet den Wunsch nach Mord oder Ver- schlingung durch eine starke orale Besetzung (die Brust), durch die Aufwertung des Schmerzes (das Schluchzen) und durch die Aufforderung, den geschlechtlich differen- zierten Körper durch das Ohr des Verstandes zu ersetzen.

– Die Jungfrau nimmt das pa- ranoide Phantasma ihrer Aus- schließung aus Zeit und Tod durch die sehr schmeichelhafte Darstellung des Entschlafens oder der Himmelfahrt auf sich.

– Die Jungfrau klebt vor allem an der Verwerfung der anderen Frau (die grundlegend gewiß eine Verwerfung der Mutter der Frau ist), indem sie das Bild Einer Einmaligen Frau bietet: die unter den Frauen, den Müt- tern und unter den Menschen einzig ist, weil frei von Sünde. Doch die Anerkennung dieses Strebens nach Einmaligkeit wird unmittelbar durch das Po- stulat in Schach gehalten, daß die Einmaligkeit einzig und allein durch einen übersteigerten Masochismus erreichbar ist: Eine konkrete Frau, die des Ideals würdig ist, das die Jung- frau als unerreichbarer Pol ver- körpert, kann nur Nonne oder Märtyrerin sein oder, als Ver- heiratete, eine Existenz führen, die sie aus dieser »irdischen«

vilisiert unversehens von Gewalt, Mord und Blutbädern durchbrochen wird. Ist nicht gerade das ein Frauendiskurs? Hat das Christentum unter an- derem nicht diese Schaukel fest- machen wollen? Sie anhalten, die Frauen ihrem Rhythmus entweißen, um sie endgültig im Geist anzusiedeln? Allzu end- gültig ...

einer Gesellschaft zu krönen, die einerseits die sozialen Relikte der Matrilinearität und die unbewußten Bedürfnisse des primären Narzißmus mit andererseits den Erfordernissen einer neuen Ge- sellschaft versöhnen will, die auf dem Tausch und bald auf der beschleunigten Produktion basiert, zu diesem Zweck auf das Oberich angewiesen ist und sich auf die symbolische Vaterinstanz stützt.

> Heute, wo dieses geschickt konstruierte Gleichgewicht ins Wanken zu geraten droht, taucht die Frage auf: Für welche Aspekte der weiblichen Psyche hält diese Vorstellung des Mütterlichen keine Antwort bereit oder doch nur eine von den Frauen des 20. Jahrhunderts als zu einengend empfundene Antwort?

– Das Unausgesprochene lastet zunächst auf dem mütterlichen Leib: Kein Signifikant kann ihn restlos hervortreten lassen, denn der Signifikant ist immer Sinn, Kommunikation oder Struktur, während eine Frau-und-Mutter eher eine seltsame Falte ist, die die Kultur in Natur abändert, das Sprechende in Biologie. Diese unter den Signifikanten nicht subsumierbare Heterogenität betrifft zwar jeden Frauenkörper, kommt aber dennoch mit der Schwanger- schaft (der Schwelle zwischen Kultur und Natur) und mit der Ankunft des Kindes (das eine Frau aus ihrer Einmaligkeit heraus- führt und ihr die Chance – nicht die Gewißheit – eines Zugangs zum andern, zur Ethik, bietet) heftiger zum Ausbruch. Diese Be- sonderheiten des mütterlichen Leibs lassen eine Frau zu einem Faltenwesen werden, einer Katastrophe des Seins, die sich nicht unter die Dialektik der Dreifaltigkeit und ihre Zusätze subsumie- ren läßt.

Genauso lastet das Schweigen auf dem körperlichen und see- lichen Leiden beim Gebären und vor allem auf dieser Selbstver-

Lage heraushebt und zur höch- sten, ihrem Körper fremden Sublimierung bestimmt. Eine Belohnung allerdings: die ver- heißene Lust.

Als kunstvolles Gleichge- wicht von Konzessionen und Zwängen bezüglich der weiblichen Paranoia scheint die Vor- stellung der jungfräulichen Mutterschaft die Bemühungen

leugnung, die darin besteht, anonym zu werden, um die soziale Norm weiterzugeben, die man zwar persönlich mißbilligen kann, aber in die man ein Kind einschließen *muß*, um es in der Generationenfolge zu erziehen. Ein Leiden, das mit Jubel einhergeht – Ambivalenz des Masochismus –, durch das sich eine der Perversion eher ablehnend gegenüberstehende Frau im Grunde ein fundamentales codiert-perverses Verhalten gestattet, die höchste Garantie für die Gesellschaft, ohne die eben diese Gesellschaft sich nicht reproduzieren und die Konstanz ihrer genormten Familien nicht aufrechterhalten kann. Die weibliche Perversion liegt nicht in der Aufsplitterung oder in der donjuanesken Vervielfachung der Objekte des Begehrens, sie wird durch das Auftreten des Masochismus sofort legalisiert, wenn nicht paranoisiert: Alle sexuellen Ausschweifungen sind zugelassen und damit insignifikant, vorausgesetzt, ein Kind dichtet diese Lecks ab. Die weibliche Perversion sitzt tief im Wunsch nach dem Gesetz als Wunsch nach Reproduktion und Kontinuität, sie erhebt den weiblichen Masochismus in den Rang eines Stabilisators der Struktur (gegen ihre Abweichungen), verschafft der Mutter die Gewißheit, dadurch in eine den Willen der Menschen übersteigende Ordnung einzutreten, und bringt ihr somit ihre Lustprämie. Diese codierte Perversion, dieser hautenge Kontakt zwischen dem mütterlichen Masochismus und dem Gesetz, wird von den totalitären Mächten aller Epochen eingesetzt und gelingt natürlich unschwer. Allerdings genügt es nicht, die reaktionäre Rolle der Mütter im Dienst der »herrschenden männlichen Macht anzuprangern«. Man müßte sehen, inwiefern diese Rolle den bio-symbolischen Latenzen der Mutterschaft entspricht, und von daher zu begreifen versuchen, wie sie vom Mythos der Jungfrau nicht oder nicht mehr abgedeckt werden, aufbranden und die Frauen den schrecklichsten Manipulationen aussetzen, wenn nicht der Verblendung oder der glatten Ablehnung durch den fortschrittlichen Militantismus, der sich weigert, die Sache einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Unter den vergessenen Momenten des Jungfrauenmythos ist auch noch der Krieg zwischen der Tochter und ihrer Mutter zu erwähnen, der meisterhaft, aber vorschnell beigelegt wird, indem Maria in den Rang der Allgemeinheit und Besonderheit, aber nie der Singularität erhoben wird: »zur einzigen ihres Geschlechts«. Die Beziehung zur anderen Frau stellt unsere Kultur seit einem Jahrhundert nachdrücklich vor die Notwendigkeit, ihre Vorstel-

lungen von Liebe und Haß, die sie aus Platons *Gastmahl*, von den Troubadours und von Unserer Lieben Frau übernommen hat, neu zu formulieren. Auch auf dieser Ebene erschließt die Mutterschaft einen Horizont: Eine Frau durchlebt selten (obwohl nicht zwangsläufig) ihre Leidenschaft (Liebe und Haß) zu einer anderen, ohne die Stelle ihrer eigenen Mutter eingenommen zu haben – ohne selbst Mutter geworden zu sein, und vor allem nicht ohne das lang geübte Unterscheiden zwischen den Gleichen, das ihr die Konfrontation mit ihrer Tochter abfordert.

Die Verwerfung des anderen Geschlechts (des männlichen) scheint schließlich nicht mehr unter den Auspizien der über Vermittlung des Kindes hypostasierten dritten Person ablaufen zu können: »weder ich noch du, sondern es, das Kind, der dritte, die Unperson, Gott, der ich in letzter Instanz doch bin ...« Die Verwerfung existiert, und sie erfordert für die Erhaltung des darin verstrickten weiblichen Wesens nun keine Vergöttlichung des dritten mehr, sondern Gegenbesetzungen in starken Werten, in starken *Äquivalenten der Macht*. Heute wird die weibliche Psychose gestützt und vereinnahmt von der Leidenschaft für die Politik, die Wissenschaft, die Kunst ... Ihre mit der Mutterschaft einhergehende Variante läßt sich bezüglich der damit verbundenen Ablehnung des anderen Geschlechts vielleicht leichter analysieren als die anderen. Um etwas zu ermöglichen? Sicherlich

nicht irgendeine Eintracht zwischen den »Sexualpartnern« in der prästabilierten Harmonie der Urandrogyne. Sondern um zur Anerkennung der aufeinander nicht zurückführbaren, unversöhnbaren Interessen der zwei Geschlechter in der Bekräftigung ihrer Unterschiede zu führen, auf der Suche eines jeden – und schließlich auch für die Frauen – nach einer geeigneten Verwirklichung.

Das also sind im Umkreis der Mutterschaft einige Fragen unter anderen, die heute, nach

Die Liebe Gottes und zu Gott unter in einem Hiatus: dem gebrochenen Raum, der zum einen von der Sünde und zum anderen vom Jenseits des anderen unrisen wird. Diskontinuität, Mangel und Willkür: topographie des Zeichens, der symbolischen Relation, die jede Andersheit als unmöglich hinweist. Die Liebe ist hier nur etwas Unmögliches.

Für eine Mutter hingegen ist das andere (das Kind), diese Willkür, seltsamerweise selbstverständlich. Für sie ist das Un-

mögliche eben das: Es geht im Unerbittlichen auf. Der andere ist unvermeidlich, scheint sie zu sagen, macht einen Gott aus ihm, wenn ihr wollt, das ist genauso natürlich, denn dieser andere stammt schließlich von mir ab, der ich übrigens nicht ich bin, sondern ein Strom endlosen Keimens, ein ewiger Kosmos. Der andere versteht sich so sehr von selbst und von mir, daß er strenggenommen nicht für sich existiert. Dieses »Trotzdem« der mütterlichen Seelenruhe, das hartnäckiger ist als der philosophische Zweifel, untergräbt durch seine grundlegende Ungläubigkeit die symbolische Allmacht. Es umgeht die perverse Verneinung (»ich weiß schon, aber trotzdem«) und bildet das Fundament des sozialen Bandes im Sinne seiner Allgemeinheit als »Ähnlichkeit mit den anderen und letztlich mit der Gattung«. Eine solche Einstellung erschreckt, wenn man bedenkt, daß sie alles spezifisch Irreduzible am anderen – am Kind – niederwälzen kann: In dieser Modalität der Mutterliebe wurzelt übrigens der bleierne, jede anders gestaltete Individualität abtötende Druck, zu dem sie werden kann. Doch hier findet das sprechende Wesen auch Zuflucht, wenn sein symbolischer Panzer aufbricht und jener

der Jungfrau, ohne Diskurs bleiben. Sie führen im Grunde zur Notwendigkeit einer Ethik für dieses »zweite« Geschlecht, das angeblich eine Renaissance erlebt.

Nichts weist jedoch darauf hin, daß eine weibliche Ethik möglich ist, und Spinoza schloß die Frauen (und mit ihnen die Kinder und die Narren) aus ihr aus. Wenn nun eine Ethik der Moderne nicht mehr mit der Moral zusammenfällt; wenn eine Ethik darin besteht, die lästige und unvermeidliche Problematik des Gesetzes nicht zu umgehen, sondern ihr Körper, Sprache und Lust zu verleihen – dann erfordert ihre Neuformulierung die Mitsprache von Frauen. Von Frauen mit ihrem Wunsch nach Reproduktion (Stabilität). Von verfügbaren Frauen, damit unsere sprechende Gattung, die sich sterblich weiß, den Tod ertragen kann. Von Müttern. Denn die von der Moral unterschiedene häretische Ethik, die Härethik, ist vielleicht nur das, was im Leben die Bindungen, das Denken und damit das Denken des Todes erträglich werden läßt: Die Härethik ist Nicht-Tod, Liebe ... Eia mater, fons amoris ... Hören wir noch einmal das Stabat Mater, und die Musik, die ganze Musik ... sie verschlingt die Göt-



Grat zum Vorschein kommt, wo hinter seinem Sprechen die Biologie durchscheint: Ich denke an die Zeit der Krankheit, der sexuellen-intellektuellen-körperlichen Leidenschaft, des Todes ...

tinnen und zaubert deren Notwendigkeit weg.
(1976)

- 8 II, 6, 4–5: »Nie wiegts die Freude auf, die eine kurze/Minute ihres Anblicks mir gewährt.«
- 9 III, 2, 9–25: »... Und ist die Liebe/Blind, paßt ihr Nacht am besten: Komm, Nacht, komm!/Matrone, nüchtern, gekleidet ganz in Schwarz/(...) Komm, sanfte, liebe Nacht mit schwarzer Stirn,/Gib meinen Romeo mir; und stirbt er einst,/Nimm ihn und schneid ihn aus zu kleinen Sternen. – /So schön macht er dann das Gesicht des Himmels,/Daß alle Welt sich in die Nacht verliebt/Und keine Ehrfurcht zollt der grellen Sonne!«
- 10 »Weder Liebe noch Haß liegen in unserer Macht,/denn der Wille in uns wird beherrscht vom Schicksal«, Marlowe, *Hero and Leander*, I, 167–168; vgl. Gibbons a. a. O., S. 12–15.
- 11 III, 5, 12–15: »Das Licht dort ist noch nicht der Tag, der droht./Es ist ein Dunst, den dir die Sonne schickt,/Dein Fackelträger durch die Nacht zu sein/Und auf den Weg nach Mantua dir zu leuchten.«
- 12 III, 1, 118–131: »Fort, fort, zum Himmel, rücksichtsvolle Milde,/Und führe du mich, feuerzügige Wut! (...) Ich Narr des Schicksals!«
- 13 III, 2, 48–49: »Ich bin ja nicht mehr ich, wenna so ein ›Ja‹ gibt,/Und wenn nicht er mehr ist, der mir sein Ja gab. –«
- 14 Vgl. A. Green, *Hamlet et Hamlet*, Paris 1982, und insbesondere seine These, nach der die Kinder von Polonius uneheliche Kinder des Königs sind: Aus Rache für diese Untreue würde die Königin den königlichen Vater töten und seinen Bruder ehelichen. Durch die Heirat aus Verrat und Haß, durch diese verallgemeinerte Ödipusvision, die Hamlet aus seinem Schicksal bezogen hat, setzt sich im Innersten seiner psychischen Erfahrung die Urszene selbst fest. Als eine Art Urdarstellbares, ein Urschauspiel, einen Motor dieses Stücks, das die Darstellung der Darstellung feiert. . .
- 15 Vgl. Ph. Sollers, *Femmes*, Paris 1983, S. 467–469, der diese Deutung von Shakespeares »Homosexualität« vorbringt. . .
- 16 Vgl. S. Freud, *Triebe und Triebchicksale* (1915), G. W., Bd. X.
- 17 Vgl. dazu unser *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection*, Paris 1980.
- 18 S. Freud, *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, G. W., Bd. V; vgl. auch hier S. 31 ff. und 44 f.
- 19 II, 3, 9–10. »The earth that's nature's mother is her tomb/What is her burying grave, that is her womb.«
- 20 Vgl. D. Braunschweig und M. Fain, *Eros et Antéros*, Paris 1971, S. 195 ff.
- 21 Ebda, S. 197.

Stabat Mater

- 1 Als Lektüre zu den Leerstellen dieses Artikels verweise ich auf Marina Warner, *Alone of all her sex. The Myth and Cult of the Virgin Mary*, London 1976, und Ilse Barande, *Le Maternel singulier*, Paris 1977, auf denen diese Überlegungen aufbauen.
- 2 Jung vermerkt die »hierogamen« Beziehungen zwischen Maria und Christus und wie sehr Maria vor der Erbsünde in Schutz genommen und dadurch an den Rand der Menschheit gedrängt wird. Er betont nachdrücklich, daß der Vatikan die Himmelfahrt als Dogma anerkannt hat und sieht darin einen der beträchtlichen Vorzüge des Katholizismus gegenüber dem Protestantismus (C. G. Jung, *Antwort auf Hiob*, Zürich 1952).
- 3 Marina Warner, a. a. O., zitiert Caelius Sedulius: »Sie . . . hat nicht ihresgleichen/noch an der ersten noch an irgendeiner anderen Frau/ die kommen sollte, doch als einzige ihres Geschlechts/ hat sie Gott gefallen.«

VI

Liebesleid: Das Feld der Metapher

- 1 Vgl. Kap. I und III, 1.
- 2 I.-A. Richards, *The Philosophy of Rhetoric*, New York 1965; M. Black, *Models and Metaphors*, New York 1962; R. Jakobson, *Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphasischer Störungen*, in: *Grundlagen der Sprache*, Berlin (Ost) 1960; sowie ders., *La Métaphore*, in: *Langages*, Nr. 54, 1979.
- 3 M. Heidegger, *Der Satz vom Grund*, Pfullingen 1957, S. 77–90.
- 4 Eine glänzende Behandlung dieses Problems sowie der daran anschließenden metaphysisch-metaphorischen Dekonstruktion im Werk J. Derridas findet man bei Paul Ricœur, *La Métaphore vive*, Paris 1975, S. 356 ff.
- 5 Vgl. Kap. IV, 1, S. 137 f.
- 6 Wie J. Vuillemin gezeigt hat, *De la logique à la théologie. Cinq études sur Aristote*, Paris 1967.
- 7 P. Ricœur, a. a. O., S. 344.
- 8 Aristoteles, *Metaphysik*, 12. Buch, Kap. 5, (1071 a 33–35).
- 9 Vgl. J. Vuillemin, a. a. O., S. 22.
- 10 Thomas von Aquin, *Summa theologiae*, Ia, qu. 13, art. 5.
- 11 P. Ricœur, a. a. O., S. 356.
- 12 Ebda., S. 379.
- 13 Vgl. oben über die Identifizierung, S. 29–49.
- 14 Vgl. oben »Unsere Religion: der Schein«, S. 130 ff.